

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 48 (1944-1945)
Heft: 11

Artikel: Vom Heimatstil
Autor: Laur, E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-668406>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

VOM HEIMATSTIL

von Dr. E. LAUR

Unser Volk hat dem Heimatstil sein Herz geschenkt; doch gewissen Leuten will das nicht gefallen, und sie begehrten auf, öffentlich und in allen Tönen. Ist das nicht sonderbar? Ist das Volk so unverständlich, und hat es seine Liebe an eine Narretei gehängt?

Wenn ein Soldat heute an der Grenze Wache steht, wird er sich in einer stillen Stunde überlegen, was ihm eigentlich das Ländchen wertvoll mache, das da friedlich hinter seinem Rücken in der Sommersonne liegt. Die Politiker sind schnell bereit, für ihn die Antwort zu geben und rufen: die Freiheit! Die Unabhängigkeit! Gewiß! Aber ist das alles? Ruhen in seinem Schoße nicht noch andere Werte, die unserm Herzen ebenso teuer sind, Güter, die wir als unsern kostlichen Besitz empfinden, weil sie in dieser Art nirgends auf der Welt zu finden sind? Ja! Es ist die ganze Heimat in ihrer bunten Vielgestaltigkeit, mit ihren Bergen, Städten, Dörfern, ihren alten Gassen und Häusern, ihren Sitten und Gebräuchen.

Freilich, unsere Heimat ist auch ein Teil der Welt. Auch das ist wahr und ist zugleich ein Glück. Denn über die Grenzen hinaus haben wir teil am allgemeinen Menschenwesen. Ein jeder von uns muß, wenn er es recht machen will, „Heimat und Welt“ in sich und seinem Lebenskreis zum Einklang bringen. Das ist nicht allzuschwer, wenn beide ihm Gutes und seinem Wohle dienendes darbieten. Früher war es so. Da war die Welt gleichbedeutend mit dem Völkerkreis des Abendlandes, indem die selbe höhere Gesittung, die selbe Kunst, das gleiche feingegliederte Handwerk Geltung hatten. Wenn daher einer in der Fremde sich das Vorbild nahm, so brachte er etwas nach Hause, das auch bei uns seinen Wert behielt. Der Berner Junker, der sich nach französischer Art ein Landhaus baute, hat eine Zierde in die Landschaft gestellt und keinen übeln Störfried. Der reiche Genfer, der sein Haus einrichtete, wie es in Paris Sitte war, schuf damit ein Kleinod verfeinerter Wohnlichkeit. Aber

selbst im Hausrat der Bürger und Bauern machten sich die ausländischen Einflüsse höchstens im Sinne schöner vorwärtsführender Unregungen geltend. Daneben aber blieben die eigene Gewohnheit und Erfindungskraft stark genug, um dem Leben und seinen Einrichtungen das unverwechselbare, bodenständige Gepräge zu geben. Heimat und Welt waren im Gleichgewicht, und keiner war der andern Feind.

Seit etwa hundert Jahren hat sich das geändert. Die „Welt“ gab sich den Maschinen und Fabriken hin. Sie haben zwar tausenderlei nützliche Dinge geschaffen, die auch uns zugute kommen. Doch die Hand des Menschen, die aus der Tiefe und Stille des Gemütes immer wieder Schönes schöpfte, haben sie stille gelegt. Die alte Handwerkstultur zerfiel, und die Völker wurden daran gewöhnt, sich mit rasch und billig hergestellten Dingen zu begnügen, die überall dieselben sind. Die selben Kleider, Schuhe, Hüte, Betten, Tische, Schränke, dieselben Bilder, der selbe Zierat für alle.

So ist es schließlich gekommen, daß man den Zürcher vom Berner oder Waadländer nicht mehr unterscheiden konnte, wenn man nur auf die Kleider, die Wohnung oder das Haus schaute. Aber selbst der Schweizer im allgemeinen unterschied sich in seiner äußern Lebensführung kaum mehr vom Deutschen oder Franzosen; ja selbst der Amerikaner ähnelt uns heute mehr als ehemals ein Thurgauer einem Nidwaldner geglichen hat — immer auf den äußern „Lebensstil“ hin angeschaut.

Im Weltkrieg 1914/18 ist uns das zum ersten Male richtig bewußt geworden. Schon damals ging es wie ein Erwachen durch unser Volk. Auch im äußern Gehabé wollte man wieder bodenständig sein — aber der Weg war verschüttet, und niemand vermochte ihn zu öffnen. Mit dem Kriegsende aber brach eine neue Sturzwelle des Internationalismus über Europa und auch über unser Volk herein, und wer noch von der Heimat und ihrer eigentümlichen lieben Lebensart zu

sprechen wagte, wurde mit Hohn überschüttet. Das waren die Jahre, in denen auch eine neue, bewußt unschweizerische Bauweise aufkam, die mit allen überlieferten Formen und Regeln brach. Nur noch weißgetünchte Betonwürfel mit flachen Dächern wollte man gelten lassen. Und die Möbel sollten von Stahl und Glas sein. Mit Recht nannte man diese Gebilde nicht mehr Häuser, sondern „Wohnmaschinen“.

Unser Volk hat nichts davon wissen wollen; aber man ließ es nicht zu Worte kommen. Wer gegen die neue Lehre zu mucken wagte, wurde als Hinterwäldler abgetan. So kam es zu dem sonderbaren Zustand, daß die klügsten Köpfe, die dem Volke etwas Gutes hätten schaffen können, einem Wahne nachliefen — während das Volk selbst auf die Geschäftsläute angewiesen blieb, die ihm eifrig Häuser, Wohnungen und Einrichtungen anboten, die nicht alt und nicht neu, noch bodenständig, aber auch nicht modern — sondern nur vielscheinend und nichtssagend waren.

Das ging so, bis ein neuer Wind durch Europa zu blasen anfing und die Völker freiwillig oder notgedrungen sich wieder auf sich selber zu besinnen begannen. Auch wir empfanden, daß wir eines vielleicht nahen Tages auf uns selbst angewiesen sein könnten und daß der Heimatboden dann unsere einzige Rettung sein würde. So wandten sich die Blicke denn wieder dieser eben noch gering geschätzten Heimat zu, und in ihrem Anschauen tauten die Herzen auf. Es war fast so, wie wenn ein verirrtes Kind endlich den Weg ins Vaterhaus wiederfindet.

Mit sicherem Gefühl hat unser Volk verstanden, daß sein inneres Leben eine Wendung mache — die Wendung zu sich selbst und zu der Heimat hin.

Eine jede solche Wendung wirkt auch nach außen. Was wir im Herzen als richtig empfinden, möchten wir auch in den Dingen, die uns dienen, wieder erkennen, vor allem in solchen, die unserm Fühlen wichtig sind. Dazu gehört unser Heim, das unsere tägliche und nächste Welt ist.

So ist es kein Wunder, nein, es ist eine Selbstverständlichkeit, daß in einer solchen Zeit wieder nach Hausrat gesucht wird, den wir als hiesig

und heimlich empfinden. Urgendeiner hat dafür den Namen „Heimatstil“ geprägt. Die Gelehrten mögen darüber streiten, ob es ein gut getroffenes Wort sei. Es hat jedenfalls den Vorzug, etwas allgemein Empfundenes ungefähr gemeinverständlich auszudrücken.

Es war zu erwarten, daß diejenigen, die so lange die entgegengesetzte Lehre gepredigt hatten, sich nicht ohne weiteres geschlagen geben würden. Die Heimatliebe lassen sie zwar gelten; für Unsinn halten sie es jedoch, dieser Liebe auch in Haus und Heim in den Formen Ausdruck zu geben, wie sie von manchen Freunden des „Heimatstils“ empfohlen werden. Wenn die Heimatart zur Altersmelei wird, haben sie recht. Neugemachte Stubellen und Schiefersteine sind nicht mehr zeitgemäß, und „Bauernstuben“ haben in städtischen Miethäusern nichts zu suchen. Sie haben auch recht, wenn sie sich über die städtischen Wirtschaften ärgern, die wie Käsereien und Alpstuben eingerichtet sind, obwohl man fragen könnte, ob sie diese „Lokale“ nicht ernster nehmen als sie es verdienen. Beistimmen muß man den aufgebrachten Herren schließlich, wenn sie die äußerlich nachgemachte „Bodenständigkeit“ des Fabrik-Heimatstils übel finden. Aber das alles trifft nicht den Kern der Sache.

Wesentlich ist, daß das Volk genug hat von der landfremden, unschweizerischen Art des Bauens und Wohnens, die man ihm in den letzten Jahrzehnten aufgedrängt hat, und daß es sich, zum Erstaunen derer, die ihm so viel unbekümmerte Kraft nicht mehr zugetraut haben, über die geltende Lehre vom technischen „Stil des 20. Jahrhunderts“ einfach hinwegsetzte. Wer darüber aufgelehrt, ist falsch beraten, will er doch einem Empfinden, das tief und gesund ist, den natürlichen Ausdruck verwehren. Auch die Heimatliebe kann nicht über den Wolken im leeren Himmel leben. Wie jede Liebe will sie wirken und sich in Menschen und Dingen bestätigt sehen. Der „Heimatstil“ aber ist, richtig verstanden, die Anwendung der Heimatliebe im täglichen Leben: im Bau der Häuser, in der Einrichtung der Stuben, in der Kleidung und im ganzen Tun und Lassen.

So mögen denn alle, die nach ihrer Begabung und ihrem Können berufen sind — oder berufen

wären — dem Verlangen des Volkes nach gemütvolleren Dingen und Lebensformen Genüge zu tun, sich ans Werk machen. Die Aufgabe ist schwer, aber lohnend. Wenn die begabten und wissenden Köpfe sich ferne halten, wird der „Heimatstil“ im „Heimatkitsch“ enden. Das sieht man heute schon sehr deutlich. Die Heimatliebe

unseres Volkes ist jedoch ein so wertvolles Gefühl, daß es eine Versündigung wäre, wenn man es einfach an nationalem Land und Aufspuß sich befriedigen ließe. Nirgends wie hier ist eine versteckende Leitung und Beratung nötig. Möchten die dazu Berufenen sich nicht länger ferne halten!

Familientradition und Volkskultur

Echte Volkskultur ist im Grunde stets Werk und Ergebnis einer guten, praktisch gelebten Familientradition. An dieser einfachen Tatsache werden auch die geistreichsten Erörterungen nie vorbeikommen. Das Wort von der „guten Kinderstube“ stellt hiefür die unübertreffliche und zutreffendste Definition. Neben allen Schulanstalten und ihren unbestreitbaren Verdiensten behauptet die „gute Kinderstube“ immerdar den ersten und wichtigsten Platz. Ein schlagender Beweis sind die vielen, von Wissen und Können überfließenden Gebildeten und Akademiker mit einem gleichzeitig erschreckenden Tiefstand an Herzensbildung und Takt. Es fehlt ihnen die „gute Kinderstube“, die besten Mittel- und Hochschulen vermochten den Mangel kaum notdürftig zu übertünchen, geschweige denn zu beheben.

Wir treffen die Familientradition einer wirklichen Kultur in allen Schichten unseres Volkes, genau wie ihr Fehlen in der einfachen Hütte und im großen Hause vorkommt. Es bedeutet aber jedesmal ein beglückendes Erlebnis, Menschen zu begegnen, deren gesittete Lebensformen einfach die sichtbare Auszierung wahrer innerlicher Herzensbildung und Gemütserziehung darstellen. Sie sind Kinder von Vätern und Müttern, welche das kostbare Erbe guter Erziehung als Tradition eidgenössischer und christlicher Prägung von ihren Eltern und Großeltern bekamen. Sie haben es mit der eigenen, beispielhaften Lebensführung treu gehütet und unvermindert oder gemehrt der neuen Generation übergeben. Ihr Erziehungswerk stand unter dem Zeichen dieser bewußten Verantwortung.

Heute pflegt man unter der Bezeichnung „Kultur“ vielfach die merkwürdigsten Dinge zu verstehen: hoher Lebensstandard, elegante Woh-

nungseinrichtung, alle paar Jahre gegen neue gewechselt, äußerste physische Gepflegtheit, Kleider nach „letztem Schrei“. — Echte Kultur zieht ihre Wurzeln und Früchte aus dem Urgrund christlicher Lebensauffassung.

Wahre Kultur ist gleichbedeutend mit peinlicher Ehrenhaftigkeit und Redlichkeit in Wandel und Handel, mit jederzeitiger Wahrhaftigkeit. „Wie kam eine Lüge über ihre Lippen...“ berichtet die Überlieferung von der Franziskanerin Walburga Mohr (1745—1828). „Unsere Eltern waren in bezug auf Wahrhaftigkeit äußerst streng mit uns...“ erzählte Propst Franz von Segesser (1854—1936). — Wahre Kultur hält das gegebene Wort gleich einer Unterschrift. „Sie überbietet den Nächsten nicht, behält den Lohn des Arbeiters nicht bis zum nächsten Morgen zurück, ist kein Ohrenbläser und Verleumder unter dem Volke und sucht keine Rache“ (Mos. 19, 1 ff.). Wahre Kultur strebt unablässig nach neidlosem Denken, jener heute wichtigsten Einstellung, sie erinnert die Jugend stets daran, daß es einmal so etwas gab wie Ehrfurcht und Rücksichtnahme für kalte, gebrechliche und in Ehren ergraute Mitmenschen. Gewiß sollen Bildungswissen, Literatur, Geschichte, Musik, Schöne Künste ihre Pflege in der Familie finden und vor Vernachlässigung zugunsten von Übermaß an Sport, Dancing usw. behütet werden.

Unsere Kulturwahrung hat wiederum den Kompaß auf die höhern Werte einzustellen. Ihr Fehlen wird weder durch farbengrellste Kosmetik, noch durch wehende Haarmähnen und rudimentäre „Röcklein“ kompensiert, die bedenklichen Lücken sind damit um so unsympathischer unterstrichen. Die Vortragstätigkeit wird daher mit unerschrockener Bestimmtheit gewisse verschobene